

Lebensgefühle und Zukunftsperspektiven von Studierenden

Referat bei Konferenz für Hochschulpastoral Freiburg, Reichenau, 10. Januar 2002

1 Thema und empirische Grundlagen

Das Lebensgefühl und die Befindlichkeiten einer Generation zu beschreiben, das kann auf verschiedene Weise geschehen. Man kann es literarisch versuchen, subjektiv und locker, mit Ironie durchsetzt. Wenn der Autor Glück hat, gelingt ihm ein Bestseller, weil sich viele darin wiederfinden. Ein solcher Bestseller ist das Buch über die „Generation Golf“ von Florian Illies geworden. Ich habe es zufällig auf einer Autobahnraststätte erworben. Beim Lesen stutzte ich, als ich auf Seite 146 auf folgende Stelle stieß:

“Wir alle glauben, daß kein anderer uns je wirklich verstehen kann. Und wir uns deshalb um unser eigenes Seelenheil kümmern müssen. Um die Minenopfer in der dritten Welt kümmert sich ja Lady Diana, und die Obdachlosen versorgt die Caritas. Die AG Hochschulforschung nennt es so: ‘Westdeutsche Studierende sind gegenüber sozialer Ungerechtigkeit unsensibler geworden. Konkurrenz ist ihnen wichtiger, Solidarität nahezu ein Fremdwort geworden.’“

Kurz und unvermittelt war da etwas aus unseren eher trockenen Untersuchungen über die Studierenden in die Belletristik geraten. Denn wir versuchen in anderer, wissenschaftlicher Weise, d.h. möglichst objektiv und systematisch, die Studiensituation und die Orientierungen der Studierenden zu erfassen. Bei diesem sog. „Studierendensurvey“ handelt es sich um eine bundesweite Langzeitstudie, durchgeführt von der AG Hochschulforschung an der Universität Konstanz und gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung. - Seit Anfang der 80er Jahre werden alle

zwei bis drei Jahre, etwa 8.000 Studierende an Universitäten und Fachhochschulen befragt. Die zufällig ausgewählten Studierenden erhalten einen schriftlichen, standardisierten Fragebogen. Er umfaßt etwa 120 Fragen mit gut 700 Informationen.- Das Themenspektrum ist breit gefächert, im Mittelpunkt stehen Fragen zu den Studienerfahrungen und zur Bewältigung des Studiums, aber auch Motive und Wertorientierungen sowie berufliche Vorstellungen und gesellschaftlich-politische Einstellungen werden erhoben.

Diese Befragungen von Studierenden sind Grundlage meiner Ausführungen, wobei es gewagt erscheinen mag, aus den Antworten auf Lebensgefühle und Bindungen zu schließen, zumal sie im Ankreuzen vorgegebener Kästchen bestehen. Lassen sich auf diese Weise überhaupt Gefühle ausdrücken und erfassen, gar „messen“? Meine Darlegungen über die Zufriedenheit und Sorgen, die Wichtigkeiten und Werte, die Hoffnungen und Befürchtungen der Studierenden haben daher eher essayistischen Charakter, d.h. auch ohne viele Zahlen und Tabellen.

2 Zufriedenheit mit dem studentischen Dasein und Identifizierung

Geht es um Lebensgefühle und Befindlichkeiten, steht als erstes die Frage nach der *Zufriedenheit mit der aktuellen Lebenssituation* an. Auch Illies beginnt sein Buch mit dem schönen Satz:“ Mir geht es gut“- Was antworten uns die Studierenden auf die Frage: Sind Sie alles in allem gern Studierende?

Eine große Mehrheit /70%/ gibt zur Antwort, daß sie sehr gerne Studierende seien. – Den allermeisten geht es demnach, zumindest oberflächlich gesehen, offensichtlich gut, sie sind mit dem studentischen Dasein zufrieden. Studentinnen und Studenten unterscheiden sich kaum in dieser allgemeinen Befindlichkeit.

Nach den Fächergruppen betrachtet, äußern sich Studierende der Medizin und Naturwissenschaften etwas häufiger zufrieden /mit 74 bzw. 75%/ als Studierende der Wirtschafts-, der Sprach- und Kulturwissenschaften /mit 67 bzw. 68%/. Es sind keine dramatischen Unterschiede, aber doch beachtenswert. Sie werfen die Frage auf, woran es liegen könnte, dass sich manche Studierende wohler, andere weniger wohl in ihrer Haut fühlen.

Als erstes ist auf die Zahl der Semester zu verweisen: In höheren Semestern nimmt die Zufriedenheit mit Status und Leben als Student deutlich ab. Zu einem Einbruch kommt es ab dem 11. Semester /nur noch 65% ganz zufrieden, ab dem 14. Semester sogar nur 61%/. Die anfänglich größere Begeisterung mit der studentischen Situation weicht einem gewissen Cooling-out-Effekt je länger das Studium dauert.

Zugleich verweist dieser Befund auf die oftmals schwierige und unbefriedigende Situation der **Langzeitstudierenden**: Das lange Studium entspricht nicht ihrer ursprünglichen Planung; kaum einer hatte am Studienanfang vor, „Langzeitstudierender“ zu werden, d.h. mehr als 6 Jahre zu studieren. Zu Studienbeginn sehen die Studierenden im Schnitt etwa fünf Jahre für das Studium vor, und zwar in allen Fächern ganz ähnlich (mit Ausnahme der Medizin). Erst im Laufe des Studiums verzögert sich das Studium und dehnt sich weiter aus, wobei die Fachunterschiede immer größer werden.

Für die betroffenen Studierenden führt dieser Verzug mehr und mehr zu Belastungen, zu einer Desintegration aus Studium und Hochschule. Viele von ihnen sind gar nicht mehr gerne Student.

Schauen wir auf weitere Zusammenhänge, so finden wir: Eine herausragende Rolle für die studentische Zufriedenheit spielen die sozialen Kontakte, sowohl zu den Kommilitonen als auch zu den Lehrenden. Dies ist ein Grund sich den sozialen Beziehungen gesondert zuzuwenden, weil Beziehungen und Zugehörigkeiten eine wichtige Grundlage des Lebensgefühls sind – Sicherheit, Anerkennung, Unterstützung bieten, wenn sie vorhanden sind, Isolation, Verlassenheit, Anonymität bedeuten, wenn sie fehlen.

Eine Folge des Ausmaßes der Zufriedenheit mit der studentischen Situation ist festzuhalten: Unzufriedenheit verstärkt die Absicht, das Studium abzubrechen (wobei auch andere Faktoren eine Rolle spielen). Von den sehr Zufriedenen denkt kaum einer daran /9%/, von den (nicht allzu vielen) Unzufriedenen erwägen aber 60% ernsthaft, das Studium abzubrechen.

Das führt uns zu einem Konzept, das aufschlußreicher ist, als das der Zufriedenheit – das für sich genommen, ein bisschen oberflächlich bleibt. Es handelt sich um die Frage der „Identifizierung“: Wie sehr sind die Studierenden tatsächlich Studierende? Dafür können wir mehrere Aspekte heranziehen: die Relevanz und den Stellenwert des Studiums, die Festgelegtheit auf ein Studium, die Aufrechterhaltung der Studien- und Fachwahl sowie schließlich die Absicht, das Studium abzubrechen. – Sie alle indizieren etwas, das man „Bestimmtheitsgefühl“ nennen kann, und zwar gemeint als: Ich bin am richtigen Platz und mache die für mich richtige Sache.

Diese wichtige „Identifizierung“ und „Bestimmtheit“ kann durch Zweifel und Enttäuschungen beeinträchtigt oder gar aufgelöst sein.

Fragen wir zuerst nach dem *Stellenwert des Studiums*: Dass Hochschule und Studium der Lebensmittelpunkt für sie seien, auf den alle ihre Aktivitäten ausgerichtet sind, das bestätigen nicht allzu viele der Studierenden: etwa ein Viertel. Demnach ist es nur eine Minderheit, die mit Leib und Seele studiert, an der Universität sich so richtig „zu hause“ fühlt. Alle anderen machen Einschränkungen.

Nicht wenige Studierende deklarieren ausdrücklich, daß das studentische Dasein für sie nur eine Facette ihres Lebens ist, andere Bereiche wie Familie, Erwerbstätigkeit, Freizeit einen gleichen oder gar höheren Stellenwert einnehmen – bis hin zu jener kleinen Gruppe, für die das Studium zur „Nebensache“ (geworden) ist.

Das drückt sich auch darin aus, ob sich die Studierenden als *Vollzeit-, Teilzeit- oder Prof-Forma-Studierende* bezeichnen. Die vorgenommene Einordnung hängt naheliegenderweise stark mit dem zeitlichen Aufwand für das Studium einerseits, für eine Erwerbstätigkeit außerhalb der Hochschule andererseits zusammen.

Etwa ein Viertel der Studierenden definiert sich als „Teilzeit-Studierende“, vor allem dann, wenn sie mehr als einen Tag in der Semesterwoche einer Arbeit nachgehen und weniger als 30 Stunden alles in allem pro Woche für das Studium aufwenden, also Besuch von Lehrveranstaltungen, Selbststudium, Tutorate, Buchausleihe etc. zusammengekommen.- Ab da wird es in der Tat problematisch, beides – die Studienanforderungen und die Erwerbstätigkeit - unter einen Hut zu bringen. Selbst bei insgesamt höherem Zeitaufwand gelingt die Kompensation

die Kompensation kaum mehr. Dann setzt Zersplitterung ein.

Es ist die zunehmende *Erwerbstätigkeit während des Semesters* – mittlerweile sind zwei Drittel der Studierenden im Semester zur Studienfinanzierung erwerbstätig -, die dazu geführt hat, daß die Konsistenz der Studentenrolle und die Konzentration auf das Studium nachgelassen haben.

Damit sind zwei nicht direkt sichtbare Konstellationen verbunden, die Bestimmtheit der Studentenrolle und die Identifizierung mit dem Studentsein beeinflussen. Es handelt sich um die soziale Herkunft einerseits, die beruflichen Aussichten andererseits.

Je höhere die soziale Herkunft der Studierenden ist, gemessen über Bildung und Berufsstellung der Eltern, desto stärker ist die „Studiensicherheit“, desto weniger Ablenkung durch Erwerbsarbeit im Semester kommt vor und desto optimistischer sind die beruflichen Zukunftsperspektiven.

Dagegen: Je niedriger die soziale Herkunft ist, insbesondere bei Studierenden aus Arbeiterfamilien bzw. aus Familien einfacher Angestellter und kleiner Selbständiger, desto mehr Unsicherheit ist zu beobachten, desto mehr Handicaps durch Erwerbsarbeit und finanzielle Sorgen bestehen und desto mehr Irritationen rufen schlechte Berufsaussichten hervor.

3 Wichtigkeiten und Werte

Die Frage nach dem Stellenwert des Studiums führt uns zwangsläufig zu der weitergehenden Frage: Was ist den Studierenden denn wichtig, worauf legen sie Wert? Die studentischen Antworten auf die Frage nach der persönlichen *Wichtigkeit verschiedener Lebensbereiche* liefern dafür einen ersten Aufschluß.

Ganz im Vordergrund steht für die Studierenden der *private Bereich*, seien es Freunde und Geselligkeit, seien es Partner oder die eigene Familie. Dieser private Bereich von Freunden und Partner ist außerordentlich wichtig: dort wird von den meisten das Glück gesucht /80% sehr wichtig/.

Studium und Hochschule ebenso wie *Beruf und Arbeit* sind jeweils etwa der Hälfte sehr wichtig /57% bzw. 47%/. - Also nur die Hälfte der Studierenden findet in diesen Bereichen ihre „Erfüllung“. Allerdings ist hier kein Nachlassen der Relevanz in den letzten Jahren zu beobachten; im Gegenteil: eine tendenzielle Stärkung ist eingetreten.

Auch ansonsten geben sich die Studierenden wieder mehr „effizienzorientiert“, ehrgeizig und anstrengungsbereit. „Bummeln“ oder „auf die faule Haut legen“ wollen sich immer weniger, z.B. den Berufsbeginn bewusst hinausschieben.

Dagegen hat der *Bereich des Öffentlichen* in seiner Bedeutung unter den Studierenden stark nachgelassen. /Für nur noch 29% haben „Politik und Öffentliches Leben“ einen hohen Stellenwert, vor 15 Jahren waren es noch 39% /- ein erheblicher Rückgang, der das politische Klima abgekühlt hat. Die Studierenden sind gegenwärtig ein zumeist distanziertes Publikum, das sich zwar über das politische Geschehen informiert, eine Meinung bildet und auch äußert – insofern sind sie nicht als „apathisch“ zu kennzeichnen. Aber sie lassen sich kaum aktivieren, für etwas engagieren, geschweige denn „bewegen“ und mitreißen.

Eltern und Geschwister haben dagegen eine Wiederbelebung ihrer Bedeutung erfahren. Anfang der 80er Jahre war die Herkunftsfamilie nur für 46% sehr wichtig, heute schreiben 67% ihren El-

tern und Geschwistern eine sehr hohe Wichtigkeit zu. Eine starke Revitalisierung der Familienbindungen zeichnet sich darin ab.

Mit der verstärkten privaten Orientierung und mit dem Rückzug aus dem öffentlichen Bereich geht einher, dass die Studierenden bei den Wertorientierungen stärker die individuellen Chancen und Vorteile betonen, weniger Solidarität und das Eingehen auf andere als Tugenden und Leitbild ihres Handelns hervorheben.

Das zeigt sich bei den Fachwahlmotiven und den Erwartungen an den Nutzen des Studiums, ebenso wie bei den beruflichen Vorstellungen, wo Aspekte des Einkommens, der Karriere und der Arbeitsplatzsicherheit mehr betont werden. Materielle Gesichtspunkte des eigenen Vorteils, offensiv vertreten oder defensiv ausgerichtet, sind wichtiger geworden.

Die individuellen Orientierungen sind eingebettet in allgemeinere Vorstellungen über gesellschaftliche Verhältnisse und Mechanismen. Besonders signifikant fällt der *Wandel in der Haltung zum Wettbewerb* ins Auge. In dieser Hinsicht ist ein regelrechter Meinungsumschwung unter den Studierenden eingetreten: der Vorteil des Wettbewerbs zur Leistungssteigerung ist in den Vordergrund getreten, der Nachteil eines Verlustes an Solidarität wird weniger gesehen oder beklagt. Vor einigen Jahren fielen die studentischen Stellungnahmen genau umgekehrt aus: Wettbewerb wurde überwiegend negativ eingeschätzt.

Abnehmende Solidarität zeigt sich z. B. bei der Einstellung gegenüber Entwicklungsländern, deren Förderung weniger unterstützt wird. Wenig Anteilnahme zeigt sich ebenfalls unter den Studierenden untereinander: das betrifft die

BAföG-Empfänger, ausländische Studierende oder Langzeit-Studierende, die alle wenig Verständnis für ihre Situation und Unterstützung bei Schwierigkeiten erfahren. Man läßt andere weitgehend allein mit ihren Problemen.

Auch *soziale Ungleichheit* wird heute anders eingeordnet, sie ist für die Studierenden weit weniger ein Stachel. Zwar beurteilen sie die Ungleichheit kaum als geringer, aber sie verurteilen sie seltener als ungerecht.

Dieser Wandel – und hier scheint mir der Begriff zulässig – geht einher mit einem Nachlassen und Abwenden von „alternativen“ Haltungen und Ausrichtungen. Auch die „stille Revolution“, wie der US-Forscher Inglehart diese „ideelle Bewegung“ der 70er und 80er Jahre nannte, hat die meisten ihrer Kinder entlassen, nicht nur die „laute Rebellion“ der späten 60er Jahre. Dies spüren die „links-sozialistischen“ ebenso wie die „grün-alternativen“ Bewegungen. Von beiden haben mittlerweile die Studierenden weithin Abstand genommen – und wenn sie noch Anhänger sind, dann mit viel geringerer Emphase.

4 Belastungen und Sorgen

Hinter der äußeren Fassade des „Es geht mir gut“ und „Ich schlage mich durch“, verbergen sich dennoch manche Sorgen, Befürchtungen, Ängste und Belastungen der Studierenden. Wo liegen die größten Stress-Faktoren für die Studierenden?

Die *Belastungen im Studium* haben tendenziell abgenommen: sei es der Stress mit Leistungsanforderungen und Prüfungen oder das Problem, im Studium Orientierung zu gewinnen. Dennoch stehen Prüfungsstress und Prüfungsangst nach wie vor ganz oben im Ranking der Belastungen. Die Studierenden akzeptieren sie aber weithin als zum Studium gehörig; jedenfalls wird eine

Verringerung der Prüfungsanforderungen nur selten von ihnen verlangt.

Zugleich haben viele Studierende die Sorge, ob sie das Studium überhaupt schaffen und die Anforderungen bewältigen. Das ist bei manchen begleitet von großen Ängsten bis hin zu Depressionen. Vieles ist angstbesetzt, in erster Linie die Prüfungen. Aber auch der Umgang mit den Lehrenden fällt nicht wenigen Studierenden schwer. Dies führt immer wieder zu krisenartigen Erscheinungen im Studienverlauf.

Starken Schwankungen unterworfen sind die studentischen *Befürchtungen wegen der beruflichen Zukunft*. Mittlerweile sind zwar alle Fächergruppen davon betroffen – aber erhebliche Unterschiede bestehen fort. Diese Ängste und Belastungen folgen meist den wahrgenommenen und tatsächlichen Konjunkturzyklen des Arbeitsmarktes, den die Studierenden offensichtlich recht genau registrieren. Wegen der Bedeutung komme ich darauf zurück.

Auch die *Anonymität und die große Zahl der Studierenden* sind als Stress-Faktoren leicht zurückgegangen. Das liegt einerseits an den vermehrten Kontakten zu den Lehrenden und einer gewissen Abnahme der Studierendenzahlen. Aber auch hier haben, vor allem an den westdeutschen Universitäten, weiterhin große Anteile der Studierenden erhebliche Probleme, die anonyme Betriebsamkeit der Massenhochschule zu verkraften und auszuhalten.

5 Beziehungen und Anonymität

Zwar sind die *Kontakte unter den Studierenden* gegenüber früher besser geworden, wozu nicht zuletzt die Wohngemeinschaften und Aktivitäten der Fachschaften beigetragen haben. Aber in manchen Fächern herrscht ein ausgesprochenes Klima der Konkurrenz, was

insbesondere die Studentinnen mehr stört, z.B. besonders in Jura und den Wirtschaftswissenschaften.

Auch die *Kontakte zu den Lehrenden* haben sich vermehrt, die Beratung und Betreuung ist deutlich besser geworden, sowohl in der Quantität als auch in der Qualität. Das ist anzuerkennen, denn die große Zahl der Studierenden stellt erhöhte Anforderungen an die Lehrenden. - Dennoch sind die meisten Studierenden mit den sozialen Beziehungen, mit dem Umfang und der Art der Beratung durch ihre Professoren ausgesprochen unzufrieden. Wobei man eingestehen muß, daß die studentischen Ansprüche an Beratung gestiegen sind und Beratung schwieriger und riskanter geworden ist.

Weit verbreitet ist unter den Studierenden der Eindruck, sie seien im Universitätsbetrieb auf einen bloßen „Leistungsträger“ reduziert, ihre Person als Ganze interessiere nicht: zwei Drittel haben diesen Eindruck und sehen sich nur als kleines Rädchen im großen Getriebe. Verletzend für die Ich-Stärke ist zudem das Gefühl, in der Masse unterzugehen. Dieses Gefühl des Verlorenseins an der „Massenhochschule“ teilt die Hälfte der Studierenden.

Aufgefangen wird das Gefühl des Verlorenseins, nicht sonderlich zu zählen, wenn gute Kontakte zu Kommilitonen und Lehrenden bestehen, vor allem wenn Ansprechpartner bei Problemen da sind. - Hilfreich für eine bessere Einbindung an die Hochschule ist die Tätigkeit als Hilfskraft oder Tutor. Ebenso kann die Mitarbeit in der Fachschaft oder die Mitwirkung bei anderen Einrichtungen an der Hochschule, wie z.B. in der Studentengemeinde, oder bei kulturellen Aktivitäten oder im Hochschulsport, Eindrücke der Anonymität und Gefühle der Isolation vermindern.

6 Berufsaussichten und Zukunftsperspektiven

Eine steigende Belastung für die Studierenden sind die beruflichen Zukunftsaussichten. Das ist um so beachtenswerter, insofern die studentische Rolle auf Zeit angelegt ist. Die gesicherte Brücke in die Zukunft ist außerordentlich wichtig für das Lebensgefühl der Studierenden.

Der *Übergang in die Berufswelt* ist aber seit den 80er Jahren nachhaltig gestört. Sukzessive in allen Fächergruppen machen sich große Teile Sorgen, ob sie nach dem Studium arbeitslos sind oder inadäquat und unter Wert beschäftigt sein werden.

Diese Verunsicherungen, am Anfang des Studiums noch öfters verdrängt, am Ende des Studiums immer belastender, haben vielfältige Auswirkungen: Sie verringern die Identifizierung mit Studium und Fachwahl, sie führen zu Verzögerungen beim Abschluß, und sie verursachen manche Irritationen im Blick auf die Zukunft.

Problematisch wird es für die Studierenden, wenn sie meinen, die Verwirklichung ihres Berufswunsches sei auf Dauer gefährdet, sie müssten davon endgültig Abstand nehmen. Dann ist in der Tat für viele die Sollbruchstelle ihrer Identität erreicht. Wenn sich das abzeichnet, wird das Gefühl der Enttäuschung und Resignation besonders stark. Neben den Medizinern gilt dies besonders noch für Studierende der Natur- und Ingenieurwissenschaften, aber auch für die angehenden Lehrer und Lehrerinnen.

Allemaal ist aber der *Beratungsbedarf bei der Berufswahl* ebenso wie der Bedarf an Unterstützung und Hilfen bei der Stellenfindung stark angestiegen. Selbst an die Hochschulen und Hoch-

schullehrer richten die Studierenden vermehrt diesen Ruf nach Unterstützung und Hilfe beim Übergang, um ihre aktuelle Studiensituation zu verbessern. - Dieser Wunsch steht mittlerweile fast an der Spitze der Liste zur Verbesserung der Studiensituation. Zugleich signalisieren die Studierenden damit, dass sie sich bei dieser zentralen Problematik oftmals von den Lehrenden und Hochschulen allein gelassen fühlen.

7 Hoffnungen und Befürchtungen

Neben den individuellen Hoffnungen und Befürchtungen hinsichtlich der Bewältigung des Studiums oder hinsichtlich des Berufseinstiegs, treten Hoffnungen und Befürchtungen hinsichtlich der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung. Größere Ängste auf der einen Seite, größere Hoffnungen auf der anderen Seite sind jedoch nicht verbreitet. Weder Katastrophen noch Verheißungen werden erwartet, weder einer negativen noch einer positiven Utopie hängen die Studierenden an.

Es sind eher „Alltagssorgen“, die die Gemüter beherrschen: Wie komme ich im Studium zurecht, finde ich Freunde und einen Partner, kriege ich einen Job und wie klappt das mit dem zukünftigen Beruf, wenn ich denn weiß, was es sein soll.

Zum Beispiel haben die Ängste bezüglich der *Gefährdungen durch technische Entwicklungen* nachgelassen. Die Technik wird wieder mehr als Motor gesellschaftlich-wirtschaftlicher Entwicklung und als Mittel zur Lösung von Problemen gesehen. Umweltängste wie in den 80er Jahren sind längst nicht mehr so verbreitet, der Tschernobyl-Effekt ist verflogen.

Auch das *Vertrauen in die demokratischen Einrichtungen* wie Parteien und Parlamente hat sich wieder verstärkt.

Die demokratischen Instanzen werden wenig in Frage gestellt, obwohl die Unzufriedenheit mit der Politik unverändert, auch das Misstrauen gegenüber den politischen Handelnden geblieben ist. Davon sind die studentischen Vertreter in AStA und Hochschulgremien ebenfalls häufig betroffen.

Aber die Schwelle zum *Engagement*, gar zum *Protest* wird weit seltener überschritten. Wenn Initiativen ergriffen werden, geht es mehr um Jobs, berufliche Interessen und Qualifizierung, weniger um allgemeine Politik und gesellschaftliche Einflussnahme. Auch die Träger solcher Initiativen sind nun eher die Ökonomen und Juristen, weniger die Sozial- und Geisteswissenschaftler.

Internationalität und Weltoffenheit spielen eine große Rolle. Die Bereitschaft, im Ausland zu studieren, hat stark zugenommen. Auch berufliche Tätigkeiten im Ausland, sei es in Europa oder in anderen Kontinenten, können sich sehr viele Studierende vorstellen. Internationalisierung und Europa sind selbstverständliche Größen, die kaum in Frage gestellt werden, selbst wenn man zum Teil mehr Ärger als Einverständnisse damit verbindet. Allerdings muss ich einschränken: Internationalisierung umfasst weitgehend nur Europa und US-Amerika – die Dritte Welt wird von den Studierenden oft nicht einbezogen, bleibt für die meisten ein „dunkler Kontinent“.

Dennoch, auch das ist zu registrieren: Ein kleiner Teil unter den Studierenden zeigt sich konservativ-national, ausländerfeindlich und Fremdes abwehrend. Das ist zwar eine „kleine Minderheit“, die das „Nationalgefühl“ hochhält. Sie hat aber eine zunehmende Ausstrahlung bei manchen Kommilitonen gefunden, wird mehr und mehr geduldet. Diese rechts-extremere Gruppierung im akademischen Gewande befürwortet auch

ein höheres Gewaltpotential als Mittel der Politik. Sie ist häufiger in den Rechts- und Wirtschaftswissenschaften zu finden – ein durchaus problematisches Potential.

Weiterreichende Konzeptionen, Auseinandersetzungen mit grundlegenden Theorien werden von den Studierenden meistens gemieden. System- oder Machtfragen werden lieber gar nicht erst gestellt. Das liegt nicht zuletzt an der Partialisierung der Studentenrolle, verbunden mit der vordergründigen Ausrichtung auf Erwerb, Nützliches, Praktisches.

Deshalb auch ein Nachlassen bei der Mitwirkung an aktiver gesellschaftlicher Entwicklung und Veränderung, Aufbruchstimmung als Lebensgefühl kommt kaum auf. Es überwiegt unter den Studierenden die Haltung eines individuellen „Sich-Durchschlagens“ bei akzeptierten Rahmenbedingungen, die zwar nicht als großartig gelten, aber besseres gibt es nicht. Weltverbesserung ist weitgehend „out“, Nutzung der eigenen Chancen und Möglichkeiten ist „in“ – wobei sie häufig unsicher sind, wo sie denn liegen. Nicht selten macht sich da ein Gefühl der Ratlosigkeit, gar der leichten Verzweiflung breit – die sich entweder „späßig“ oder „zynisch“ äußern kann.

8 Religiosität und Studentengemeinde

Fragen der Religiosität und des Glaubens nehmen in unserer wie in anderen Erhebungen bei Studierenden keinen großen Raum ein. Wir fragen z.B. nicht einmal nach der konfessionellen Zugehörigkeit. Dennoch haben wir zwei Items im Fragebogen, die ganz aufschlussreich erscheinen: Zum einen die Wichtigkeit von „Religion und Glauben“ als Lebensbereich, zum anderen „Interesse und Teilnahme an der Studentengemeinde“ der Hochschule. Da-

bei wissen wir nicht, ob damit auch die Kirche gemeint ist und gegebenenfalls welche.

Einige Befunde dazu will ich Ihnen dennoch präsentieren, unterstellend, dass diese bei Ihnen auf einiges Interesse stoßen. Drei Fragen sind damit verbunden. Erstens: Wie steht es um die „Religiosität“ unter den Studierenden, wenn sie das Item zur Wichtigkeit von „Religion und Glauben“ als Indikator dafür zulassen? – Zweitens: Welche Zusammenhänge mit anderen Befindlichkeiten im Gefühlshaushalt der Studierenden sind zu erkennen: Wo bestehen Unterschiede zu den Kommilitonen? Und drittens: Wie setzt sich das Klientel der Studentengemeinden zusammen?

Zur ersten Frage vielleicht ein etwas überraschender Befund: Die *Wichtigkeit von „Religion und Glauben“* als Lebensbereich hat in den letzten zwölf Jahren bei den Studierenden nicht nachgelassen, in den neuen Ländern sogar stark zugenommen. Wie in anderen Bereichen ist auch hier eine Angleichung an die Verhältnisse in den alten Ländern eingetreten.

Alles in allem läßt sich im Überblick, etwas vereinfachend, festhalten:

- Ein Drittel /31-34%/ spürt keinen religiösen Funken (null);
- ein weiteres Drittel attestiert sich eine gewisse, aber eingeschränkte Wichtigkeit des Religiösen /30 bis 34%/;
- etwas mehr als ein Drittel /35 bis 37%/ bezeichnet sich als stärker religiös, darunter 16% sogar als „sehr religiös“, d.h. „Religion und Glaube“ haben für sie eine sehr hohe Wichtigkeit.

Zur zweiten Frage: Ob „Religiöse“ ein spezifisches Profil ihrer Orientierungen und Haltungen aufweisen? - Bei der Wichtigkeit der verschiedenen anderen Lebensbereiche zeigen sich wenig Zusammenhänge mit der Stärke der religi-

ösen Bindung. Am stärksten schreiben „Religiöse“ drei Bereichen eine höhere Wertigkeit zu: ihren Eltern und Geschwistern, der Natur und Umwelt sowie dem Bereich von Kunst und Kultur. Alle anderen Lebensbereiche werden nicht auffällig anders in ihrem Stellenwert eingeordnet.

In den Befindlichkeiten sind ebenfalls keine nennenswerten Unterschiede nach dem „Grad der Religiosität“ zu verzeichnen: Alle sind gleichermaßen gern Student, haben mehr oder weniger die gleichen Belastungen und Sorgen. Auch was die Anonymität im Studium angeht, sind die „Religiösen“ gleichermaßen betroffen wie die anderen Studierenden. Das hängt allemal mehr von der Fachzugehörigkeit ab als von dieser Haltung gegenüber Religion und Glauben.

Die Religiösen sind ein Stück ernster und verantwortungsbewußter: Sowohl ihrem Studium als auch dem allgemeinen politischen Geschehen gegenüber. Grundsätzlich setzen sie weniger auf Selbstverwirklichung als wichtigste Priorität und sind eher bereit auf Materielles und auf Wohlstand zu verzichten.

In ihren Grundhaltungen tritt eine gewisse Ambivalenz zutage: Einerseits optieren sie stärker für konventionelle Ziele, wie das Bewahren der Familie in ihrer herkömmlichen Form. Sie stellen auch weniger die etablierten Parteien in Frage. Andererseits stehen sie der technischen Entwicklung skeptischer gegenüber, sehen sie eher als Gefahr und Risiko; sie fordern mehr für den Umweltschutz und engagieren sich dafür auch mehr.

Eine besondere Rolle spielen die Entwicklungsländer: Ihre stärkere Unterstützung wird von „religiöseren“ Studierenden weit mehr gefordert als von den Kommilitonen – sicherlich eine

Folge des Engagements der Kirchen in diesem Bereich, wohl auch der kirchlichen Studentengemeinden an den Hochschulen.

Eine kurzen Blick könnten wir noch auf diese *Studentengemeinden* werfen. Die *dritte Frage*: Wer beteiligt sich an ihnen und wie stark sind sie durch die „Religiösen“ geprägt – sind deren Heimat?

Die Studentengemeinden haben in den neuen Ländern einen etwas größeren Stellenwert, weil sie etwas mehr Studierende erreichen: Dort beteiligen sich 9% (in unterschiedlicher Intensität), in den alten Ländern nur 6%. – Aufschlußreich erscheint mir zudem: 17% in den alten, gar 22% der Studierenden in den neuen Ländern äußern Interesse an den Studentengemeinden, haben aber bislang nicht daran teilgenommen.

Marktanalytisch gewendet: Studentengemeinden haben durchaus die Möglichkeit, weitere Interessenten zu gewinnen, das nicht unerhebliche potentielle Klientel gibt das her.

Neben dieser allgemeinen Reichweite können wir nach der Akzeptanz bei der unmittelbaren Klientel fragen, d.h. jenen Studierenden, denen Religion und Glauben sehr wichtig sind. Von diesen „stark religiösen“ Studierenden sind in den alten Ländern 20% in der Studentengemeinde tätig, in den neuen Ländern aber 28% - davon der größte Teil allerdings nur gelegentlich. Dies besagt, dass in den alten Ländern die „Aus schöpfungsquote“ aus der naheliegenden Klientel weit geringer als in den neuen Ländern ausfällt.

Schließlich zur Frage: Wie stark sind die Studentengemeinden durch ihr spezifisches Klientel, d.h. die „Religiösen“, geprägt - oder kommen auch andere Studierende, schauen vorbei oder arbeiten mit? In den westdeutschen Studentengemeinden sind die „Religiösen“ mehr un-

ter sich: 74% der Beteiligten bezeichnen sich als stark oder eher religiös, in den neuen Ländern beteiligen sich auch weniger religiös gestimmte Studierende: 62% sind eher oder stark religiös, die anderen 38% sind weniger oder gar nicht religiös gebunden (in den alten Ländern nur 26%).

Für diese unterschiedlichen Reichweiten und Einbeziehungen der Studentengemeinden in den alten und neuen Ländern lassen sich zwei Begründungen anführen. Historisch bildeten in den neuen Ländern die Studentengemeinden in der Vorwende- und Nachwendezeit in den 80er und 90er Jahren eine allgemeinere Plattform für studentische Aktivitäten, was bis heute fortwirkt. Aktuell haben die Studentengemeinden im Westen mehr Konkurrenz, sowohl was die Angebote außerhalb der Hochschule (z.B. jobben) als auch Angebote für mögliche Aktivitäten an der Hochschule angeht. Zudem sind die Studierenden im Westen weniger an der Hochschule integriert, was sich in ihrer Teilnahme an institutionalisierten Angeboten auswirkt.

9 Bilanz: Grundhaltungen und Heterogenitäten

Ich sollte zur Bilanz kommen, wobei ich zuerst auf erkennbare Differenzen und Heterogenitäten in der Studentenschaft eingehe und danach eine generelle Kennzeichnung der Grundhaltung der „Studentenschaft“ versuche.

Erstens: die *Heterogenitäten in der Ausgangssituation der Studierenden* haben zugenommen. Das umfasst ihre finanzielle Situation, die Erwerbstätigkeit im Semester neben dem Studium, den Studierendenstatus und die Integration an der Hochschule sowie die Erfahrungen vor und neben dem Studium. Damit hat die traditionelle „Studentenrolle“ ihre festen Konturen, ihre Konsistenz und Bestimmtheit verloren – sie

gilt nur noch für einen Teil der Studierenden.

Unter den Studierenden gibt es spezifische Gruppierungen, die zu beachten sind, mit jeweils eigenen Profilen und Akzentuierungen des Lebensgefühls. Dazu zählen die Teilzeit- oder Pro-Forma-Studierenden und auch die Langzeitstudierenden. Zu berücksichtigen sind außerdem Differenzen nach der sozialen Herkunft oder nach den beruflichen Zukunftsaussichten, die das Selbstbewusstsein, die Studienstrategien, die Anspruchshaltungen und vor allem die Sorgen und Ängste beeinflussen.

Grundsätzlich bestehen in der Identitätskultur wie in den Gefühlsmustern der Studierenden zwischen den Fächern große Unterschiede. Die Fachzugehörigkeit bestimmt am meisten den „Gefühlshaushalt“ der Studierenden, sowohl seine grundsätzliche Tönung (zufrieden und optimistisch oder unzufrieden und besorgt) als auch die Gefühlslagen hinsichtlich verschiedener Bereiche und Aspekte, z. B. Studienbewältigung und Umgang mit Lehrenden, Leistungsstress und Zukunftssorgen.

1) Auf der einen Seite stehen die *Juristen und Ökonomen*: Sie geben sich selbstbewußt und cool mit Ellbogenmentalität und Karrierebewusstsein. Konkurrenz und Leistung zählen am meisten. Man muß sich durchkämpfen, dann locken Macht- und Managementpositionen. - Wissenschaft und Forschung, Theorie und Reflexion sind nachrangig. Das Studium zählt hauptsächlich als Mittel des Staterwerbs. Die technische und ökonomische Entwicklung hat hohe Priorität vor dem Umweltschutz. Der Markt und Wettbewerb werden offensiv vertreten, das Einverständnis mit dem politischen System ist hoch. Im Zweifelsfalle wird für Ruhe und Ordnung gegenüber Demonstrationen oder Streiks votiert.

2) Auf der anderen Seite befinden sich die *Studierenden der Sozial-, Geistes- und Erziehungswissenschaften*: Sie haben sich

weitgehend von der öffentlichen Bühne, an den Hochschulen wie außerhalb, zurückgezogen. Vom Studium erwarten sie eher Freiräume und Entwicklungsmöglichkeiten, mehr Diskussion und Kommunikation, stellen nicht selten die Beziehungsarbeit über die Sacharbeit. - Sie machen sich über die eigenen Berufsaussichten wie allgemein über die gesellschaftliche Entwicklung mehr Zukunftsorgen und hegen mehr Zweifel.. Den ökonomischen Marktmechanismen wie dem politischen System stehen sie weiterhin mit größerem Mißtrauen, aber auch mit Ohnmachtsgefühlen gegenüber. Sie sind alles in allem idealistischer und kritisch-alternativer eingestellt geblieben, wenngleich längst nicht mehr so vehement wie früher.

Das Bezeichnende an dieser Gegenüberstellung von Gefühls- und Meinungsmustern zwischen den Fächergruppen besteht darin, dass der konventionelle ökonomisch-juristische Habitus in der Studentenschaft generell dominanter geworden ist. Er hat weithin die „Deutungshoheit“ hinsichtlich Vorstellungen und Einstellungen vieler Studierender gewonnen, dessen Denk- und Gefühlsmuster gelten mehr und mehr und verdrängen andere. Diese Verlagerung ist so auffällig und ausgeprägt, dass von einem Wandel in der Studentenschaft gesprochen werden kann.

„Das Lebensgefühl“ einer Generation auf den Punkt zu bringen, plakativ zu benennen, das ist ein beliebtes Geschäft von Soziologen, der Zunft, der ich angehöre. Nicht zuletzt wurde und wird das an den Studierenden festgemacht. Das begann bereits in den 50er Jahren, als eine „skeptische Generation“ von dem berühmten Soziologen Schelsky diagnostiziert wurde. Abgelöst wurde sie in den 60er Jahren von der „rebellischen Generation“, der in den 70er Jahren die „narzistische Generation“ folgte. In den 80er Jahren wurde dann die „Null-Bock-“, oder „Generation X“ ausgerufen, und in den 90er Jahren haben

wir schließlich die „Fun-Generation“ in der „Erlebnisgesellschaft“.

Welche *allgemeine Charakterisierung* „der Studentenschaft heute“ wäre angebracht, wenn man sich überhaupt darauf einlassen will?

„Rebellisch“ ist diese Studentengeneration nicht, als „narzistisch“ oder „Null-Bock“ ist sie kaum zu charakterisieren, das träfe nicht zu. Auch als „Fun-Generation“ mag ich sie nicht bezeichnen, ebensowenig als „Generation X“, d.h. „ohne Zukunft“. Es gibt auch heute solche Studierende, sicherlich, die sich derart typisieren ließen, aber ihre Zahl hat abgenommen und ist eher gering, schon gar nicht kennzeichnend.

Vielleicht wäre das Stichwort der „Zersplitterung“ zutreffend; aber kann man von einer „zersplitterten Generation“ sprechen? - In gewisser Weise „aufgeteilt“ ist die Studentenschaft in ihrer Lebenssituation schon: wenn man an die vielen Teilzeitstudierenden denkt oder an die zunehmende Erwerbsarbeit im Semester. Zersplitterung tritt vermehrt auch im biographischen Ablauf und den Zukunftsaussichten auf: Das Studium ist vielfach nicht mehr eine feste Bahn mit vorgezeichneten Zugangswegen und gesicherten Anschlüssen in festen Berufen nach dem Abschluss.

Oder könnte man die heutigen Studierenden als die „unauffällige Generation“ bezeichnen, als die Generation ohne große Gesten und Gefühle, ohne starke Emotion und entschiedenes Engagement – wäre dies der gemeinsame Nenner? Manches spricht dafür, aber das Etikett „unauffällig“ fällt doch recht blaß und nichtssagend aus – dann doch schon eher: „Generation Golf“, wie sie von Illies etikettiert wird.

Sie sehen, ich tue mich schwer mit diesen generellen Typisierungen der Stu-

dentenschaft, weil stets manches dafür spricht, aber auch einiges dagegen. Denn einfache Etikettierungen sind zwar plastisch-griffig, deswegen vielleicht auch nützlich, aber sie sind zugleich gefährlich. Denn solche idealtypischen Überzeichnungen heben nur einen Aspekt heraus, übersehen oder vernachlässigen zumindest mögliche Unterschiede oder gar Gegensätzlichkeiten.

Deshalb wende ich mich zum Schluss lieber einigen *praktischen Folgerungen* zu. Was ist zu tun, was kann getan werden? Bei diesen Empfehlungen orientiere ich mich an zwei Kriterien: Wo liegen zum einen für die Studierende größere Schwierigkeiten und Probleme, bei deren Bewältigung sie besser unterstützt werden sollten? Und worin weisen sie zum anderen Defizite oder Einseitigkeiten auf, denen gegenüber Forderungen und Ansprüche aufrecht zu erhalten sind, selbst wenn sie nicht dem „allgemeinen Trend“ entsprechen.

Erstens: Den Studierenden *Kommunikation und Beratung* bieten, Gespräche und Diskussionen ermöglichen, auch zu anspruchsvollen Themen, die durchaus unterhaltsam eingebettet sein dürfen. Eine offene und ständige Zugänglichkeit ist wichtig, nicht nur „Sprechstunden“ und „feste Termine“ abhalten. Die neuen Medien wie email und Internet eröffnen im übrigen dafür, richtig genutzt, einige Chancen.

Zweitens: Die Studierenden ermutigen, *Bindungen und Zugehörigkeiten* herzustellen, sei es zu Gruppen (wie den Fachschaften) oder zu Aufgaben (wie einem wissenschaftlichen Thema oder Problem). Insbesondere ihnen helfen, im Studium mehr Konzentration und Konsistenz zu erreichen, wofür angemessene Strukturierungen und Verbindlichkeiten durchaus hilfreich sind. Sie bei ihren Findungs- und Orientierungs-

prozessen unterstützen, Vernetzungen und Wege dafür aufzeigen.

Drittens: Den Studierenden *Aufgaben und Anforderungen* stellen, die über das Individuelle hinausgehen und Verantwortlichkeit beinhalten. Sie können allgemein und politisch gehalten sein, z. B. sich mit den Entwicklungsländern auseinander zu setzen, oder konkret und praktisch ausgerichtet sein, z.B. ausländische Kommilitonen zu beraten und zu unterstützen. Insgesamt: mehr Nachdenken und theoretische Anstrengung einfordern sowie Engagement und aktive Anteilnahme verlangen – und Möglichkeiten dafür bereit halten.

Diese sicherlich allgemein gefaßten Aufforderungen richten sich an alle Hochschulangehörigen, in erster Linie sind die Lehrenden angesprochen. Nicht zuletzt ihre nach wie vor große soziale Distanz gegenüber den Studierenden, bei allen Ausnahmen im einzelnen, führt dazu, dass deren Identifizierung mit dem Studium nachläßt und die Integration in die Hochschule sich auflöst.

Aber auch die Studentengemeinden und Studentenfarrer an den Hochschulen wären zu ermutigen, ihre Tätigkeiten, die häufiger bereits in die angezielten Richtungen gehen, fortzuführen und zu erweitern. Der beschriebene Wandel in der Studentenschaft spricht eher dafür als dagegen, auch wenn die Ansprechbarkeit und Erreichbarkeit der Studierenden aus den genannten Gründen schwieriger geworden sein mag.